

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 37 (1947)
Heft: 46

Artikel: Der Weg ins Leben [Fortsetzung]
Autor: Lilius, Charlotte
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-650139>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER WEG INS LEBEN

ROMAN VON CHARLOTTE LILIUS

9. FORTSETZUNG



Es bestimmte denn auch, aber nicht in dem von ihr erhofften Sinne.

An diesem grauen Samstagabend klatscht der Regen unaufhaltsam aufs Pflaster nieder. Eine dichte Nebeldecke schwebt über der Stadt. Mit triefenden Schirmen und nassen Kleidern hasten die Menschen durch die Straßen; Tramwagen und Autobusse sind zum Bersten voll. Francesca denkt an den Tag ihrer Ankunft in Mailand. Damals war das Wetter ähnlich gewesen. Seither ist vieles passiert: die erste Etappe liegt hinter ihr, die zweite beginnt, allerdings anders, als sie es sich vorgestellt hatte. Das Wunder war nicht eingetroffen. Die nüchternen Wirklichkeit kennt keine Wunder, sie geschehen nur in Märchen und Romanen. Francescas Traum von Grösse war von kurzer Dauer gewesen, nur einen einzigen Abend hatte er gewährt. Hoch oben in allen Himmeln hatte sie geschwebt, deshalb war der Sturz umso tiefer und empfindlicher gewesen.

Jetzt liegt sie am Boden und alle Anstrengungen, sich aus eigner Kraft zu erheben, sind vergeblich gewesen. In ganz Mailand scheint kein Mensch sie zu brauchen, keiner, ausser einem, der sie schon längst erwartet hat und ihr Zögern nicht verstehen kann. Doch jetzt ist es so weit: sie hat ihren Entschluss gefasst. Die Wirtin hat mit sofortiger Kündigung gedroht, falls die Miete nicht bezahlt würde. Seit drei Tagen lebt Francesca von Kaffee und Brot. Morgen würde es auch dafür nicht mehr langen. Was bleibt ihr also anderes übrig, als den letzten Rettungshalm zu ergreifen?

Natürlich wird sie Felice nichts von ihrer Not verraten; im Gegenteil, sie wird ihm vormachen, sie habe nur seinetwegen auf die neue Stelle verzichtet, weil sie endlich eingesehen habe, dass sie ihn über alles liebe... Das wird ihm schmeicheln... Schliesslich mag sie ihn ja auch ganz gern. Vor ein paar Monaten hatte sie sich zwar eine Zukunft an Enricos Seite vorgestellt, heute muss sie sich bescheiden. Aber noch ist nicht aller Tage Abend... Wer weiss, vielleicht wird Felice auch bloss eine Etappe auf ihrem Weg bedeuten? Die Zukunft kann noch manche Überraschung in Bereitschaft haben. Die Gegenwart aber hat ihr nur noch eine Chance zu bieten, also greift sie danach.

Ohne Gewissensbisse, mit eiskalter Belehrung hat sie ihren Entschluss gefasst und schreitet nun heimwärts durch die Regennacht. Sie wird ein neues Dasein aufbauen. Dass sie diesen Aufbau mit einer Lüge beginnen muss, kümmert sie wenig. Felice ist nichts als ein Faktor in ihren Berechnungen. Augen-

blicklich braucht sie diesen Faktor, weil die Rechnung sonst nicht stimmen würde. Damit ist jedoch nicht gesagt, dass er ein konstanter Faktor zu sein braucht. Später einmal kann er vielleicht durch einen anderen ersetzt werden. Und die Multiplikation führt dann zu einem andern Ergebnis, das "Glück" heisst. Heute genügte ein bescheideneres Resultat.

IX

Es ist eine bescheidene Einzimmerwohnung in einem Arbeiterviertel, die Felice und Francesca seit ihrer vor einem Jahr stattgefundenen Verheiratung bewohnen.

An jenem Morgen, da Francesca zu Felice gekommen war, um ihm ihren Entschluss, endlich auf sein Bitten einzugehen und ihn zu heiraten, mitzuteilen, hatte sein Glück keine Grenzen gekannt. Er hatte die Arme um ihre Hüften geschlungen, sie vom Boden gehoben und hoch in der Luft herumgeschwenkt, bis sie schreiend und zappelnd gefleht hatte, wieder abgesetzt zu werden. An jenem Tage hatte er einen Rüffel vom Baumeister erhalten und am Abend seinen Radiokurs versäumt. Vor lauter Freude war er ausser Rand und Band geraten: endlich hatte er gesiegt, endlich. Nun lachte ihm die Zukunft in den rosigsten Farben. Zum erstenmal dachte er nicht voller Sehnsucht an sein Heimatdorf.

Die Hochzeit war in aller Stille gefeiert worden. Nach der schlichten Trauungszeremonie, bei der zwei seiner Kameraden als Zeugen walteten, hatten sie ein billiges Mittagessen mit Rotwein in einem Restaurant verzehrt, dann waren sie nach Hause gegangen. Von einer Hochzeitsreise war keine Rede gewesen. "Nächstes Jahr fahren wir vielleicht auf Besuch in den Tessin", meinte Felice, und Francesca nahm den Vorschlag gelassen, ohne Begeisterung auf. Sie verspürte nach wie vor kein Heimweh.

Ihre Tage verstrichen wie die der meisten kleinen Leute: früh morgens ging Felice an seine Arbeit, Francesca räumte das Frühstücksgeschirr auf, machte die Betten und fegte das Zimmer; dann nahm sie ihren Marktkorb und ging einkaufen. Damit verbrachte sie zumeist einige Stunden, sie hatte ja keine Eile und die leere Wohnung lockte sie nicht. Sie kaufte, was sie brauchte, stellte den Korb irgendwo ein, und nahm das Tram, das sie ins Stadtinnere führte. Dort schlenderte sie durch die Straßen, an den eleganten Läden vorüber, deren Fenster stets dieselbe Anziehungskraft auf sie ausübten, trank zuweilen einen Espresso in einem Trottoircafé, studierte die Reklamebilder vor den Kinos, wechsel-

te hier und da ein paar Worte mit einem Unbekannten, der sie anredete, und kehrte schliesslich wieder rechtzeitig nach Hause, um das Mittagessen für Felice zuzubereiten. Er war nicht schwer zufriedenzustellen, ass dankbar und vergnügt, alles, was sie ihm vorsetzte, umarmte seine Frau und ging wieder mit frischen Kräften zum Arbeitsplatz, den er demnächst zu wechseln hoffte, stand er doch vor Abschluss seines Kurses. In den letzten Wochen desselben musste er alle Nächte aufsitzen und lernen... Francesca lag im Bett und schlief, oder versuchte wenigstens zu schlafen, was ihr zwar nicht immer gelang. Wenn Felice dann endlich sein Buch zuklappte, das Licht löschte und zu ihr kam, empfing sie ihn meistens mit einem unzufriedenen: "Die ganzen Nächte durchbüffelst du, und so etwas habe ich geheiratet", worauf er lachend zu erwidern pflegte: "Jawohl, so etwas hast du geheiratet. Aber warte nur, mein Kind, bald hat es ein Ende. Dann wirst du sehen, wenn ich erst eine Stelle als Radiotechniker habe." Einige Monate nach der Hochzeit war er denn auch so weit, dass er nach dem glänzend bestandenen Schlussexamen eine Stelle als Radiomonteur erhalten hatte. Diese Stelle aber hielt ihn den ganzen Tag streng beschäftigt; ausserdem betraute ihn das Geschäft nicht selten mit der Erledigung auswärtiger Aufträge, weshalb er auch reisen und in anderen Orten übernachten musste.

Francesca war somit auch weiterhin viel allein und auf sich selbst angewiesen. Sie hatten wenig Verkehr. Die Frauen der Nachbarschaft blieben zurückhaltend gegen die junge Frau, die sie hochmütig und unzugänglich hielten. Francesca ihrerseits erklärte, nichts mit den "gemeinen Klatschweibern" zu tun haben zu wollen. "Die haben kein anderes Interesse als ihren Haushalt und Ihre Gören", meinte sie verächtlich. "Warte nur, wenn du selbst einst Kinder hast", lachte Felice, "dann wirst du sie besser verstehen." Sie zuckte mit den Schultern und dachte: "Ich werde mich ebenso wenig für die Kinder wie für den Haushalt aufreihen. Das ist alles nichts für mich." Ja, was war denn eigentlich für sie? Der Kaufladen im Heimatdorf? Die Bar im Grenzort? Das Modegeschäft Madame Jeanne? Ueberall war sie unzufrieden gewesen...

So ging das Leben seinen einförmigen Gang und während Felice glücklich und zufrieden war, fühlte Francesca die Unzufriedenheit in ihrem Innern von Tag zu Tag wachsen. Allmählich nahm sich diese Unzufriedenheit immer mehr und mehr in einer gereizten Stimmung Aus-

druck, die anfangs mehr Felices Erstaunen, als seinen Unmut erregte. Als die Gereiztheit jedoch in Szenen auszuarbeiten und diese immer häufiger und heftiger zu werden begannen, fragte er sich, worin er wohl den Grund zu suchen habe.

"Was fehlt dir, Francesca?" fragte er eines Abends, als sie es besonders arg trieb. "Bist du krank?" Seine Stimme verriet eher Teilnahme als Tadel.

Unwirsch erwiderte sie: "Was sollte mir wohl fehlen, meinst du? Ich habe ja ein Dach über dem Kopf, brauche nicht zu hungern und auch nicht gerade in Lumpen gekleidet zu gehen. Deiner Ansicht nach genügt das zum Glücklichsein, nicht wahr?"

"Aber Francesca, wie kannst du bloss so reden? Geht es uns etwa nicht gut?"

"Dir vielleicht..."

Eine Sekunde stutzt er: "Ja, was willst du denn eigentlich?"

"Das weiss ich selbst nicht!" kreischt sie auf einmal mit schriller Stimme. "Alles, nur das nicht!" Und sie zeigt verächtlich auf die Möbel, die er im Schweiße seines Angesichts zusammenverdient hat.

"Ich verstehe dich nicht", stammelt er verwirrt.

"Ich verstehe mich selbst auch nicht", fährt sie in hitzigem Ton fort. "Wenn ich es verstünde, wenn ich wüsste, was ich will, wäre ich schon längst meiner Eingabe gefolgt; so aber weiss ich nur, was ich nicht will: in einer Vorstadtwohnung leben, auf den Markt gehen, Essen kochen, Wäsche waschen und flicken... das alles will ich nicht. Es ist so armselig, so dürftig, so schäbig..."

Nun ist er nahe daran, die Geduld zu verlieren: "Immerhin noch feiner als in deines Vaters Haus..."

"Darum bin ich ja auch von dort durchgebrannt. Aber nicht um in ein ähnliches Elend zu geraten..."

"Elend nennst du das?" Seine Augen weiten sich, seine Lippen bebten. "Als wir heirateten, wusstest du ja, wie es bei uns sein würde."

"Deshalb zögerte ich ja auch so lange... Erst als..."

"Erst als was?"

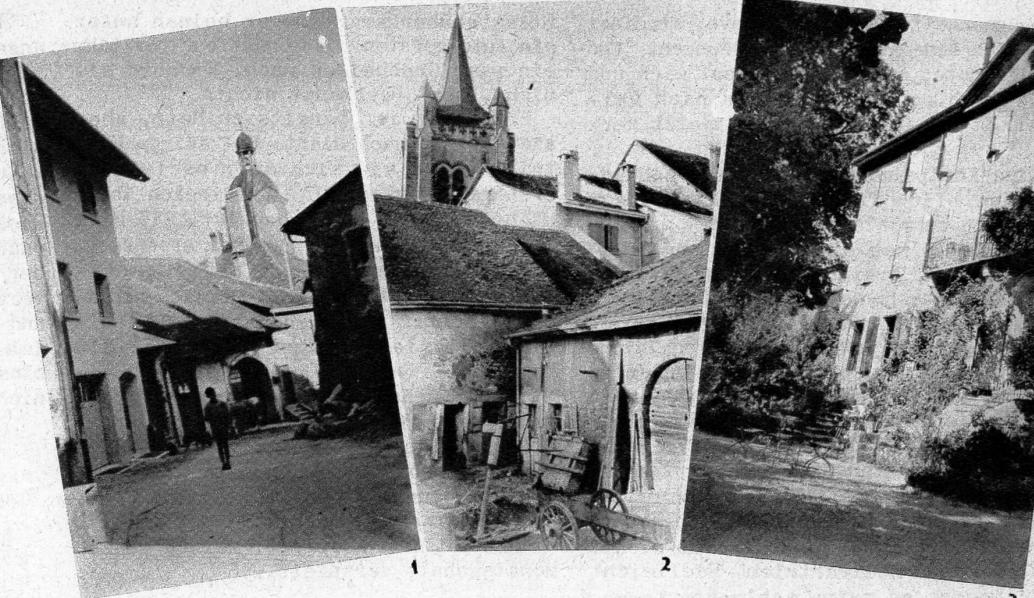
"Als ich meine Stelle verlor und keine neue finden konnte", ruft sie mit einem merkwürdigen Triumphgefühl. Es ist, als könnte sie ihm die Gewissheit, dass er nur einen Rettungshalm in der Not für sie bedeutet hatte, gar nicht wirkungslos genug ins Gesicht schleudern.

Felice ist aufgesprungen. Kreideweiß steht er vor ihr.

"Deshalb also hast du mich genommen? Deshalb?"

"Und ich", sagt er tonlos, "ich bildete mir ein, du liebstest mich."

Da sie nichts erwidert, greift er nach seinem Hut und geht. Er hatte vorgehabt, den Abend zu Hause zu verbringen, oder Francesca in ein Kino einzuladen. Jetzt ist alles zerstört. Bleich und fassungslos irrt er zwischen den Häusern herum. Sein sonst so ruhiges Gemüt ist in Aufruhr geraten. Er hat das Gleichgewicht verloren, zum ersten Mal im Leben. Francesca liebt ihn nicht... sie hat ihm nur geheiratet, weil sie sonst auf der Straße gestanden wäre. Und er? Hat er nicht alles für sie getan? Die Heimat verlas-



1 Alte Gasse in Cossonay. Im Hintergrund der Turm des alten Schulhauses, worin einst als Sohn einer Lehrerin ein Büblein geboren wurde und aufwuchs, das später Bundesrat geworden ist — Herr Pilet-Golaz

2 Malerischer Winkel in Cossonay. Ueber die Häusergiebel ragt das Wahrzeichen des Städtchens, der prächtige Kirchturm, der in seinen Formen mit denjenigen der Kirche St-François in Lausanne stark übereinstimmt 3 Das Schloss von Cossonay, ein einfacher, aber würdiger Bau aus der Zeit der Herrschaft Berns über das Waadtland. Die schönsten Linden, weit und breit, stehen im Schlosspark

COSSONAY

und seine halbhundertjährige Bahn

Wer mit der Bahn von Lausanne nach Yverdon fährt, kommt an der Station Cossonay vorbei. Von Cossonay-Gare nach Cossonay-Ville führt eine Drahtseilbahn hinauf. Diese Seilbahn, die eine Höhendifferenz von genau 100 Metern überwindet, ist diesen Herbst gerade ein halbes Jahrhundert alt geworden. Im Spätsommer 1897 wurde mit grossen Schwierigkeiten finanzieller und baulicher Art diese damals bedeutungsvolle Drahtseilbahn fertiggestellt. Man kann sich Cossonay heute ohne die Drahtseilbahn nicht mehr denken. Jede halbe Stunde kreuzen sich in der Mitte der Bahnstrecke die beiden rotgestrichenen Wagen und bringen ihre Passagiere von der Bahn zum Städtchen hinauf oder von der «Cité de Cossonay» nach dem Bahnhof hinunter. Wer mit dem Schnellzug an der Station Cossonay vorbeirast, sieht allerdings von diesem interessanten Landstädtchen nicht viel mehr als einige Dachgiebel auf waldiger Höhe und den wunderbaren Kirchturm, das Wahrzeichen der Ortschaft. Es lohnt sich aber, zum Städtchen selber hinaufzupilgern oder hinaufzufahren und die alten Gäßchen und Häuser von nahem zu besichtigen, die einst um die mächtige Kirche herum gebaut worden sind. Cossonay besitzt eine reiche Geschichte, die weit ins Mittelalter hinauf greift. Zum erstenmal wird die Ortschaft 1096 als Cochoniacum genannt. Die alte Burg, die wahrscheinlich auf den Trümmern eines alten römischen Wachturmes aufgebaut wurde und sich im Norden des Städtchens erhob, lag schon zur Zeit der Eroberung der Waadt durch die Berner in Trümmern. Sie war aber der Sitz der Freiherren von Cossonay, die ihre Blütezeit im 12. und 13. Jahrhundert hatten und deren Vertreter mehrere Male den Bischofsstuhl zu Lausanne bestiegen. Der letzte dieser Freiherren war Peter von Cossonay, der 1475 mit fünfzig Getreuen umsonst die Festung «Les Clées» zu halten versuchte. Cossonay selber hatte sich den Bernern widerstandslos ergeben. Die Prioratskirche zu St. Peter und Paul von Cossonay sowie die alte Burgherrschaft wurden durch Bern der Landvogtei Morges zugeteilt. Damit hat Cossonay in der Geschichte

seine führende Rolle für immer ausgespielt. Heute ist Cossonay noch Hauptort des gleichnamigen Bezirks mit Regierungsstatthalteramt und andern Verwaltungsbehörden. Zudem ist das Städtchen für die vielen umliegenden Dörfer dem Jurahang nach der beliebte Marktplatz. Cossonay ist auch Kreuzungspunkt der grossen Ueberlandstrassen der Waadt. Milchwirtschaft und Ackerbau sind Cossonays Haupteinnahmequellen. Rings um Cossonay herum haben sich viele Berner Bauern grosse Stücke des überaus ertragreichen Landes angeeignet und pflegen es mit echt bernischer Ausdauer. Nicht umsonst hat mir einer dieser Cossonay-Berner die bedeutenden Worte zugeflüstert: «Einst haben unsere Vorfahren diesen herrlichen Boden mit Gewalt eingenommen, mit Eisen und Stahl gehalten und dennoch alles verloren; wir nehmen dasselbe Erdreich im Frieden ein, bearbeiten es mit unserem Werkzeug und unserer Kraft — und langsam kommt das verlorene Gold wieder zum Vorschein.» — Wer in Cossonay lebt, braucht nicht zu darben: der Boden ist reich, das Volk arbeitet und der Segen wird spürbar.

K. Chr.



Ein währschafter Cossonay-Berner pflügt eigenen Boden auf einer Anhöhe über dem alten Städtchen

en, gearbeitet wie ein Sklave, studiert, und sich eine gute Stelle errungen. "Und ich glaubte, sie sei stolz auf mich und lücklich... Sie wollte ja nach Maiand... Und jetzt? Was soll jetzt werden?"

Eine Kneipe mit einem bunten Schild, auf dem blaue Trauben prunken, lockt an, um so mehr, als es unerwartet zu regnen begonnen hat. Er bestellt eine Flasche Wein und greift nach einer Zeitung. Gegenüber hockt ein Bursche mit einem abstoßenden Gesicht: tief liegende, rau Augen und gewaltige, borstengleiche Läden, eine plump Nase und wulstige Lippen, auf der Wange eine lange, rote Narbe. Die haarigen Finger trommeln auf die Tischplatte. Nach einer Weile zieht sie ein Kartenspiel aus der Tasche. "Ein Spielchen gefällig?" meint er, an Felice gewandt. Dieser möchte ablehnen, auch auf einmal denkt er: Warum nicht? Ein bisschen Zeitvertrieb. Vielleicht erscheucht es meine schlechte Laune. Bald darauf fliegen die Karten auf der schwarzen, mit Weinflecken besäten Tischplatte hin und her. Der Bursche bestellt noch einen Liter. Felice hat heute Zahlung gehabt, in seiner Brieftasche ruhen mehrere grosse Banknoten.

Einige Stunden später haben diese Nonnen den Besitzer gewechselt und liegen der Brusttasche des Fremden, der seinen Mitspieler lachend zu einem "Abhiedsgläschen" einlädt. Felice lehnt, stülpt den Hut auf und verlässt geknickten Hauptes die Schenke.

Noch immer regnet es, und der schwache Schein der Straßenbeleuchtung spiegelt sich in den Pfützen. Zu Fuß begibt sich der Geprellte nach Hause. Er denkt nicht mehr an seinen Verlust. Sein Kopf ist merkwürdig leer und dumpf... die Licher tanzen vor seinen Augen. Bei einem

Strassenübergang wäre er beinahe unter ein Auto geraten. Der Chauffeur ruft ihm ein paar Grobheiten nach. Er hört sie nicht, hört überhaupt nichts.

Francesca ist bereits zu Bett, aber sie schläft noch nicht. Bei seinem Eintreten setzt sie sich auf; es ist das erste Mal, dass er an einem freien Abend nicht zu Hause geblieben ist. Sie will sein Gesicht sehen; der Anblick erschreckt sie: seine Augen sind glänzend, seine Hände zittern. So kennt sie Felice nicht. "Wenn er mir nur nichts antut", denkt sie und kriecht ängstlich unter die Decke.

"Du brauchst dich nicht zu verstekken", sagt er mit unsicherer, lallender Stimme. "Ich will nichts von dir."

Wie er neben ihr liegt, spürt sie den Alkoholgeruch seiner Atemzüge.

"Du hast getrunken", ruft sie empört.

"Jawohl, und gespielt. Meinen ganzen Monatsgehalt verspielt..."

"Und das gibst du so ruhig zu?"

"Warum nicht? Es kann dir ja gleich sein."

"Gleich? Wovon sollen wir denn diesen Monat leben?"

"Ich werde eben Schulden machen. Oder du kannst ja sehen, wie du etwas verdienst. Kannst ja deine alte Stelle, die du freiwillig aufgegeben hast, wieder antreten, hahahaha."

"Ich habe dir ja gesagt, dass ich sie verloren habe?"

"Warum eigentlich?"

Einen Augenblick ringt sie mit sich selbst. Soll sie die Wahrheit gestehen? Nein, so dumm ist sie nicht. Er könnte sie dadurch in die Hand bekommen. Sie muss die moralisch Überlegene bleiben, sonst kann sie ihm diese Nacht nicht genügend vorwerfen. "Weil das Personal reduziert wurde", sagt sie daher.

"Ach so: Ich dachte, du hättest etwas angestellt..."

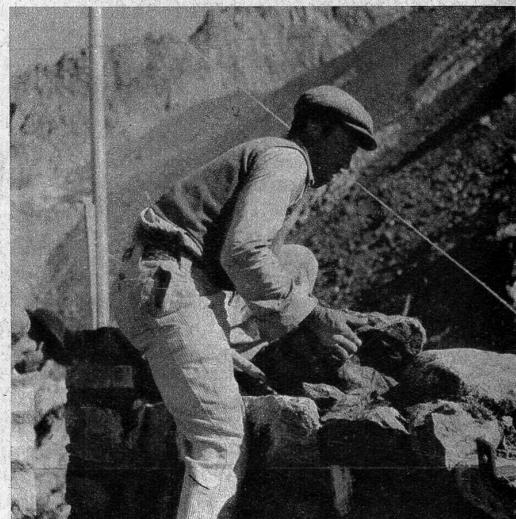
"Ich bin nicht wie du. Du hast dein Geld verspielt."

"Lass mich in Ruhe", sagt er und dreht sich um. "Ich will schlafen."

Kurz darauf verkünden seine Atemzüge, dass er schläft. Sie liegt noch lange wach und grübelt. "Was habe ich angerichtet? denkt sie, hätte ich doch lieber geschwiegen. Ich habe ihn zur Verzweiflung getrieben, so dass er getrunken und gespielt hat, was er sonst nie tut. Ich bin schuld daran. Warum hängt er bloss so an mir? Und warum kann ich mich nicht mit diesem Leben abfinden?"

(Fortsetzung folgt)

Italiener haben als Maurer besonders geschickte Hände. Flink werden die Natursteine aus der nächsten Umgebung geholt, aufgebaut, und Mörtel verbindet sie zum soliden Ganzen



Ein Haus wächst in den Bergen



In alten Schriften werden unsere Berge als «gar erschrecklich wild», abstoßend und voller Ungeheuer dargestellt. Nirgends boten sie Obdach und Unterschlupf und der Mensch, der sich in den Felsen verirrt und seinen Fuß auf die Gletscher setzt, würde restlos den Gefahren zum Opfer fallen. Brandschwarzer Aberglaube hauste in den verlassenen Bergtälern unter den Gipfeln und das freundliche Gesicht der Alpen von heute verschwand in alten Zeiten hinter einer maschenhaften Fratze.

Aber auch heute können die Berge zum Unheil werden, wenn Nebel und Unwetter über die Gräte brausen und der Schneesturm über die Gletscher fegt. Dann suchen Menschen, von den Gewalten überrascht, Schutz und Schirm. Zu diesem Zweck sind ursprünglich die Hütten des Schweizerischen Alpenklubs entstanden, wo sich nicht selten in früheren Zeiten ein erbärmlicher Unterschlupf für Geisshirten, Wildheuer,

Strahler, Wilderer und Schnüggler befunden haben mag.

Doch allmählich wurden die Hütten zu Ausgangs- und Stützpunkten für die Touristen. Von hier aus, zwischen Tal und Gipfel, wird die Bergwelt zugänglicher.

Die Lebensdauer solcher Hütten aber ist beschränkt, besonders wenn sie aus Holz gebaut, Sturm und Wetter trotzen müssen. Und dann kommt die Zeit, wo eine Anzahl Arbeiter mit Pickel und Maurerkelle an die harte Arbeit geht, um ein neues Haus zu bauen.

So entsteht am Rand des Triftfirns, im südlichen Einzugsgebiet der neuen Sustenstrasse, ein prächtiges Berghaus, von der Sektion Bern des SAC erstellt, das in diesem Jahr noch beendet und im nächsten Sommer eingeweiht werden soll. Kräftige Männerfauste hauen Stein um Stein zurecht und setzen sie zusammen zu einem wohlgestalteten Gefüge. S.

Bilder u. Text: Hans Stucki, Bern

Ein Haus mit unverbaubarer Aussicht entsteht hier am Rande der Gletscher